

Erster Teil

Martin Luther und die Juden

Martin Luther war über 30 Jahre lang, von 1512-1546, Professor für Bibelauslegung in Wittenberg. Er hat in dieser Zeit vor allem das Alte Testament gedeutet, zu Beginn fast drei Jahre lang das Buch der Psalmen und am Ende, in den letzten 10 Jahren seines Lebens, vor allem das 1. Buch Mose. An zahllosen Stellen dieser Vorlesungen hat Luther sich zu den Juden geäußert, thematisch, in eigenen Schriften, jedoch vor allem 1523 und 1543.

1. Jesus von Hause aus Jude - und die Juden Menschen und nicht Hunde

Die Schrift von 1523 „Daß Jesus Christus ein geborner Jude sei“ hat selbst Juden damals aufhorchen und hoffen lassen. Sie ist von einer bohrenden Kritik an Einstellung und Verhalten der leitenden Kirchenleute geprägt, denen Luther einen verleumderischen, erniedrigenden Umgang mit den Juden in ihrer Mitte vorwirft. Denn man ist „bisher also mit den Juden gefahren, dass, wer ein guter Christ wäre gewesen, hätte wohl mögen ein Jude werden. Und wenn ich ein Jude gewesen wäre und hätte solche Tölpel und Knebel (= Grobiane) gesehen den Christenglauben regieren und lehren, so wäre ich eher eine Sau geworden denn ein Christ. Denn sie haben mit den Juden gehandelt, als wären es Hunde und nicht Menschen ...“ So hofft Luther, „wenn man mit den Juden freundlich handelt“, d.h. sie sozial und wirtschaftlich integriert, ihnen Nächstenliebe erweist, „und aus der heiligen Schrift sie säuberlich (= genau) unterweist, es sollten ihrer viel rechte Christen werden und wieder zu ihrer Väter, der Propheten und Patriarchen Glauben treten“, von dem sie nach Luther durch ihr Nein zum Messias Jesus abgefallen sind. So plädiert der Reformator nachdrücklich für Veränderungen in der elenden wirtschaftlichen und sozialen Stellung der Juden und drängt auf eine überzeugende Entfaltung der christlichen Botschaft für sie. Dann, so hofft er, mögen sich etliche von ihnen bekehren und auf diese Weise dem göttlichen Zorn entrinnen, unter dem sie nach Luthers Auffassung - wie bereits nach Meinung der Kirche vor ihm - aufgrund der Ablehnung ihres Messias Jesus stehen. Seine Schrift von 1523 versteht er allem Anschein nach als ein Beispiel dafür, wie man die Juden „säuberlich unterweisen“ soll.

2. Die Dämonisierung der Juden - und der Aufruf zur Gewalt gegen sie

Zwanzig Jahre später scheint demgegenüber zwar nicht alles, aber doch so vieles anders, dass sich als erstes der Eindruck einer Wendung um 180 Grad ergibt. Luther lässt in kurzer Folge drei Schriften über Juden und Judentum herausgehen, von denen die längste und bekannteste den bezeichnenden Titel trägt: „Von den Juden

und ihren Lügen“. Zwar enthält sie auch lange Passagen, in denen sich Luther nicht unpolemisch, aber aufs Ganze gesehen doch sachlich mit den Juden, vor allem mit ihrer Bibelauslegung, auseinandersetzt. Aber zumal in den Schlussteilen des Traktats sind seine Ausführungen von einer niederdrückenden Judenfeindschaft bestimmt. Der Reformator malt darin die Juden in den schwärzesten Farben und erklärt sie für Kinder des Teufels, voller Lug und Trug und nur darauf aus, den Christen auf welche Weise auch immer Schaden zuzufügen. 1523 hatte Luther die traditionellen Anschuldigungen gegen die Juden (Brunnenvergiftung, Mord von Christenkindern, Durchstechen der Hostie als Leib Christi u.a.) rundheraus für Unsinn erklärt. Jetzt hingegen deutet er verleumderisch an, dass vielleicht doch etwas dran sein könnte, bis hin zu der perfiden Unterstellung: Und wenn sie's auch nicht täten, so hätten sie doch den festen Willen dazu. Den Gipfel seiner Ausführungen aber bildet ein Aufruf zu einer umfassenden sozialen, wirtschaftlichen und religiösen Verelendung der Juden, die vor Brandschatzung, Zerstörung und Raub nicht zurückschreckt:

Erstens soll man die Synagogen der Juden wegen der dort vermeintlich geschehenden Lästerungen gegen Christus und die Mutter Maria anstecken, „damit Gott sehe, dass wir Christen seien...“

Zweitens soll man aus demselben Grund ihre Häuser zerstören und sie „unter ein Dach oder Stall tun, wie die Zigeuner“.

Drittens soll man ihnen alle ihre – angeblich die Lästerungen enthaltenden – Gebetbücher und Talmude wegnehmen,

viertens den die Lästerungen lehrenden Rabbinern bei Androhung der Todesstrafe verbieten zu amtieren,

fünftens ihnen keinen öffentlichen Schutz und freien Durchzug gewähren,

sechstens, ihnen den Geldverleih gegen Zinsen verbieten und ihnen alle Wertsachen wegnehmen,

siebtens, die jungen, starken Juden und Jüdinnen zu schwerer körperlicher Arbeit zwingen –

oder aber man soll, wenn man befürchtet, von den Juden auch so irgendwelchen Nachteil zu haben, wie Frankreich, England und Spanien verfahren und sie vertreiben.

Es braucht nicht viel Phantasie, um zu erkennen, dass sich diese Aufforderungen lesen, als wenn sie aus einer Liste mit Anweisungen zur Durchführung der sogenannten Reichskristallnacht am 9./10. November 1938 entstammten. Entsprechend war es auch für den Nazi-Bischof der Evangelischen Landeskirche von Thüringen Martin Sasse ein Leichtes, wenige Tage nach jener Verfolgungs- und Todesnacht eine Schrift herauszugeben und unters Volk zu bringen mit dem Titel: „Martin Luther über die Juden: Weg mit ihnen!“

3. Erklärungen für den Wandel und deren Gewichtung

Bis heute ist in der Lutherforschung umstritten, wie man die Unterschiede zwischen der Schrift von 1523 und den späteren Schriften von 1543 erklären soll und wie tief sie überhaupt gehen. Im Wesentlichen stehen sich zwei Auffassungen gegenüber: Nach der einen ist Luther abgrundtief darüber enttäuscht gewesen, dass sein Evangelium nicht den erwarteten missionarischen Anklang unter Juden fand, sodass sich seine anfängliche Offenheit deshalb später in Hass verkehrt habe. Die Vertreter der anderen Auffassung heben hervor, dass die theologische Einstellung Luthers gegenüber den Juden im Kern durch die Jahrzehnte hin gleich geblieben sei: Sie hätten für ihn – wie auch für die Kirche vor ihm - stets unter dem Zorn Gottes gestanden, vor dem sie nur durch die Anerkennung Jesu als Messias würden gerettet werden können. Der Grund für seine spätere aggressive Haltung aber habe in irritierenden Nachrichten gelegen, in Mähren würden Juden angeblich missionarisch tätig sein. Sie seien damit nicht nur nicht dem Evangelium gefolgt, sondern würden mehr noch Christen von ihm abspenstig zu machen suchen.

Darüber hinaus werden vor allem zwei weitere Aspekte für Luthers Kehre in seiner Einstellung zu den Juden geltend gemacht. So habe er die vermeintlichen, von ihm angeblich erst jetzt erfahrenen Lästerungen der christlichen Religion auf jüdischer Seite als untragbar angesehen, weil ihre Duldung eine Mitschuld christlicherseits bedeutete. Nicht zuletzt habe er eine wachsende theologische Abneigung gegen die neuen sogenannten Hebraisten an der Universität entwickelt. Sie hätten sich nicht damit begnügt, die jungen Theologen die hebräische Sprache zu lehren, so wie Luther selber es forderte; vielmehr hätten sie hätten sie allerlei jüdischen Auslegungen Einlass gewährt, die nach Luther abwegig und mit dem Evangelium unvereinbar waren.

Erwägt man alle diese Gesichtspunkte, so sind manche zurechtzurücken, andere treten in den Hintergrund und wieder andere gewinnen größeres Gewicht. So war es zwar für Luther enttäuschend, dass seine Schrift von 1523 keine nennenswerten Bekehrungen unter Juden auslöste; aber er hatte selber stets wenn auch auf „recht viele“ gehofft, so doch nur mit „einigen“ gerechnet. Desgleichen hält sich zwar sehr viel von seinen theologischen Auffassungen über die Juden durch die Jahrzehnte hin durch. Aber die Behauptung, diese Auffassungen hätten sich überhaupt nicht geändert, scheidet an zwei wesentlichen Tatbeständen. In den Jahren vor Abfassung seiner ersten Schrift (1523) erarbeitet sich Luther schrittweise - wenn auch immer noch etwas zögernd - die alte Gewissheit des Apostels Paulus, dass Gott seinem Volk die Treue hält, auch wenn es sich nicht zu Jesus als Messias bekennt (Römerbrief, Kap. 11). Und er zieht daraus jene positiven Konsequenzen für das Verhalten zu Israel, die die Schrift von 1523 und weitere Äußerungen aus jener Zeit erkennen lassen. Desgleichen lehnt Luther in der Zeit um 1523 Gewaltanwendung in

Sachen des Glaubens aus theologischen Gründen ab, während er später mit solchen Gründen zur Gewalt gegenüber den Juden mit dem Ziel ihrer Bekehrung aufruft. Weder die These über die missionarische Enttäuschung noch auch die Auffassung, nicht Luthers Theologie, sondern nur sein Verhalten habe sich geändert, erfassen deshalb das Ganze. So wird man wie oft in solchen Fällen von einem Miteinander verschiedener Motive auszugehen haben, die von mehr oder weniger großer Bedeutung sind. Es ist vornehmlich ein Zusammenhang, dem dabei nach Lage der Dinge besonderes Gewicht zukommt. Ohne ihn dürfte vor allem der unverkennbare Hass, den Luthers späte Schriften zu erkennen geben, schwerlich zu erklären sein.

4. Zum Zentrum des Konflikts

Eine Schlüsselstellung kommt einer Begegnung Luthers mit zwei oder drei in Wittenberg durchreisenden Juden zu, die ihn um Empfehlungsbriefe für freies Geleit durch das Kurfürstentum Sachsen baten. Luther nutzte die Gelegenheit – es war wahrscheinlich seine einzige Begegnung mit Juden überhaupt –, um sie von der Richtigkeit seiner Auslegung des Alten Testaments auf Jesus Christus hin zu überzeugen. Er stieß freilich auf taube Ohren. Am Ende schrieb er ihnen zwar die Empfehlungsbriefe, versah sie jedoch mit dem Zusatz, man möge ihnen im Namen Jesu Christi helfen. Die Bittsteller hätten dies, so wurde Luther später hinterbracht, mit den Worten kommentiert, die Briefe seien gut, wenn nur nicht der „Tola“ (der Gehängte, ein abfälliges Wort für den Nazarener) darin stünde – und hätten die Briefe zerrissen. Diese Szene erinnert ein wenig an das Lied von den beiden Königskindern, die nicht zueinander kommen konnten, weil das Wasser viel zu tief war (nur hatten sich beide in Luthers Fall nicht gerade lieb). Beide Seiten vertreten ihre Auffassung unter ihren Voraussetzungen konsequent und bekräftigen damit zugleich die bestehende Kluft.

Luther ist später oft auf diese Szene zurückgekommen, wohl auch mangels anderer Begegnungen mit Juden. Ein erstes Mal ist dies etwa drei Jahre nach der Schrift von 1523 in einer Auslegung von Psalm 109 geschehen. Im Zusammenhang mit der Anspielung auf die enttäuschende und für beide Seiten provozierende Begegnung in Wittenberg findet sich hier ein erster schmähender Angriff gegen die Juden, in dem Luther sie dämonisiert und als Teufelskinder brandmarkt wie dann immer wieder in den antijüdischen Schriften von 1543. Angriffe dieser Art begegnen in den Spätschriften Luthers immer dann, wenn es wie in der Wittenberger Begegnung um die Frage der rechten Auslegung des Alten Testaments geht. Mit Recht hat deshalb bereits vor 100 Jahren Reinhold Lewin, ein Rabinatsstudent, in seiner „ohne Zorn und Eifer“ geschriebenen und preisgekrönten Doktorarbeit über Luthers Stellung zu den Juden an der Universität in Breslau auf diesen Punkt als Zentrum aller Konflikte hingewiesen. Er war später Rabbiner in Königsberg und

Breslau und ist 1943 mit seiner Frau und zwei seiner Kinder in Auschwitz ermordet worden.

Zwei eng miteinander verflochtene Sachverhalte scheinen in diesem Zentrum, dem Konflikt in der Auslegung der Bibel, zusammenzukommen. Einerseits sah Luther in der für ihn eigenwilligen Ablehnung des Evangeliums durch die Juden einen dämonischen Angriff auf das Christentum, der mit allen Mitteln zu bekämpfen war. Andererseits ging das jüdische Nein zu christlicher Schriftauslegung noch einmal tiefer: Es war eine permanente Infragestellung der christlichen Deutung des Alten Testaments durch die Gruppe, die die ursprünglichen Empfänger und Träger dieses Testaments, der Hebräischen Bibel, waren, die ihre Sprache und ihre wörtliche Auslegung beherrschten und die mit alledem seit alters in ihr zu Hause waren. Dem Nein dieser Gruppe zu seiner Auslegung hat Luther an zahllosen Stellen entgegengesetzt: Ja, ihr habt die Sprache, das Wort, aber wir haben die Sache, den Inhalt, ihr habt die Schale, wir den Kern, ihr habt die Lüge und wir die Wahrheit. In seinen Spätschriften und in seiner langen Auslegung des Buches 1. Mose spürt man Luthers Entgegnungen ab, wie tief ihn die jüdische Weigerung, seiner Auslegung zu folgen oder sie doch wenigstens in einem allgemeinen Sinne zu respektieren, aufgewühlt und in seiner Glaubens- und Wahrheitsgewissheit angefochten hat. Welche Versuchung ist es in einer solchen Situation, sich nicht nur von den Auffassungen der Anderen zu distanzieren, sie zu bekämpfen und zu widerlegen, sondern sich der Anderen selbst zu entledigen: Entweder Bekehrung oder Vertreibung. Zu dieser Forderung glaubte Luther sich umso mehr berechtigt, als die Kirche seiner Auffassung nach Gefahr lief, mit der Duldung der dem Evangelium feindlich gesinnten Juden selber unter den Zorn Gottes zu geraten. Weil all dies freilich nicht so eindeutig ist, wie Luther mit seiner Devise ‚Ihr die Lüge, wir die Wahrheit‘ glauben machen will, scheut er, um seinen Willen durchzusetzen, nicht einmal vor der Unterstellung zurück: Und wenn sie die über sie verbreiteten Gräueltaten „auch nicht tun, so haben sie doch den Willen dazu...“

5. Würdigung von Luthers Stellung

1543 und dann wenige Jahre später in einer weiteren Ermahnung an die Adresse der Obrigkeit, gegen die Juden vorzugehen, erklärt Luther die Juden mit seinen Anschuldigungen und Unterstellungen zu öffentlichen, das Gemeinwohl schädigenden Feinden, gegen die die Obrigkeit entsprechend vorzugehen habe. Er siedelt sie damit de facto in einem rechtsfreien Raum an, in dem sie obrigkeitlicher Willkür ausgeliefert sind. Mit der Androhung solcher Gewalt, mehr noch, durch die geforderte religiöse, wirtschaftliche und soziale Verelendung der Juden zielt er darauf, sie durch ungeistliche Mittel, d.h. durch Anwendung von Gewalt, dem Evangelium gefügig zu machen.

Sowohl mit den Anschuldigungen als auch mit den geforderten Konsequenzen wird er seinen eigenen Ansätzen aus jener Zeit untreu, in der sein Name seinen Glanz gewann. Denn bereits 1514 hatte er, nach dem Lästervorwurf befragt, geurteilt, die Christen sollten ihre eigenen Gotteslästerungen bekämpfen, im Übrigen seien die jüdischen schriftgemäß. Sie waren damit gleichsam durch Gottes Willen selber abgedeckt und damit weder Ausdruck öffentlicher Feindschaft der Juden gegenüber den Christen noch auch Ausdruck einer jüdisch-teuflischen Attacke gegen das Christentum. Ganz in Übereinstimmung damit war Luther in dieser frühen Zeit der Auffassung, dass Gewaltanwendung in Glaubensfragen in jeder Hinsicht verwerflich sei. Er hat 1543, sei es aufgrund der Vergesslichkeit des Alters, sei es - und so verhält es sich tatsächlich - in Verdrängung seiner Kenntnis, behauptet, er habe bis vor kurzem nichts von den vermeintlichen Lästerungen gewusst.

Denkt man sich die erwähnten frühen Ausführungen zu dieser Sache von 1514 entsprechend für einen Moment weg, so lässt sich ohne Frage das Entsetzen Luthers darüber verstehen, dass, wie er erst jüngst erfahren zu haben meint, unter Juden der Name Jesu Christi gelästert wird. Aber Luther nimmt nun das, was er durchweg aus zweiter Quelle gehört hat, für bare Münze. Denn eine zweite Quelle ist auch der getaufte Jude Anton Margaritha, auf dessen Schrift über den jüdischen Glauben von 1530 er sich beruft. Luther hat selbst aus anderen Fällen gewusst, dass manche von ihnen nach ihrer Bekehrung ausgesprochen tendenziös und fragwürdig über die von ihnen verlassene Gemeinschaft berichtet haben. Luther also fordert an das Leben, an die pure Existenz gehende Maßnahmen, bevor noch die Angeklagten irgendeine Möglichkeit der Verteidigung gehabt haben. So scheint es, als hätte er *auch* vergessen, dass *er* jedenfalls einst die Möglichkeit zur Verteidigung seiner Position auf dem Reichstag zu Worms 1521 gehabt hat, und desgleichen scheint er nicht länger eingedenk zu sein, was ihm selbst widerfahren ist, nämlich als Ketzer eingestuft und entsprechend entrechtet zu sein. Mehr noch, wie früher erwähnt hat Luther sich, um den von ihm geforderten Maßnahmen gegen die Juden Nachdruck zu verleihen, jenes Schreckensarsenals mittelalterlicher Judenverleumdung bedient, das von ihm 20 Jahre früher mit Recht als pure Erfindung bezeichnet worden ist.

Schließlich eine letzte Überlegung: Luther unterstellt den Juden - mit Recht oder Unrecht - Lästerung der christlichen Religion. Wie aber nimmt sich sein Urteil über die jüdische Religion in jüdischen Ohren aus? Bereits Jahre vor der Schrift „Von den Juden und ihren Lügen“ - 1538 - hat er in einem anderen Traktat die jüdische Religion als Ausdruck der Lüge im Gegensatz zur christlichen Religion als Ausdruck der Wahrheit bezeichnet. Wie klingt dies in jüdischen Ohren? Ist dies keine Lästerung, wenn man - wie es bei den Juden natürlich der Fall ist - glaubt, dass der eigenen Gemeinschaft keineswegs vor 1500 Jahren gekündigt worden ist, der Bund Gottes mit ihnen vielmehr nach wie vor besteht? Und welches Recht hat jemand,

andere der Lästerung zu beschuldigen, der selber auf Schritt und Tritt und mit der aggressiven Sprachgewalt, die seinem Sprachgenie zur Verfügung standen, von „den verdammten Juden“ spricht und in der Auseinandersetzung mit ihnen ständig, in einer schier endlosen Kette, genau das tut, was er ihnen vorwirft?

Luther projiziert mit all dem zu einem beträchtlichen Teil seine eigenen Einstellungen auf die Juden, d.h. er bekämpft in ihnen seinen eigenen Zweifel vor allem an der Stichhaltigkeit seiner Schriftauslegung. Dieser Zweifel fand durch das ausgesprochene und unausgesprochene jüdische Nein zu christlicher Auslegung des Alten Testaments unablässig Nahrung und traf in das Herz von Luthers Glaubensgewissheit. Erinnern wir uns an die wohl größte Stunde Worms in Luthers Leben, als er 1521 in Worms Kaiser, Kirche und Reich entgegenrief: Widerlegt mich aus der Schrift, dann werde ich widerrufen! Aus diesem selben Verhältnis zur Bibel als der Autorität schlechthin resultiert die unendliche Mühe, die Luther aufwendet, um – mit einer unglaublichen Energie und oft bewundernswertem Vermögen - solche jüdischen Auslegungen zu widerlegen, die seiner christlichen Deutung entgegenstehen. Denn – so das gleich 1512 formulierte und nie geänderte Vorzeichen seiner gesamten Arbeit als Interpret: „Wenn das Alte Testament durch den menschlichen Verstand ausgelegt werden kann ohne das Neue Testament [d.h. ohne Bezug auf Jesus Christus], ich würde sagen, dass das Neue Testament dann *umsonst* gegeben worden ist.“ Es scheint, dass es dieses drohende Umsonst gewesen ist, dessen sich Luther in seinem Kampf mit jüdischer Schriftauslegung und mit ihrer Aufnahme durch christliche Bibelausleger in den eigenen Reihen zu erwehren gesucht hat. Seine Gegenwehr geschah zum einen durch den oft mühsamen und detaillierten Einzelnachweis für die Richtigkeit der eigenen, christlichen Auslegung der Schrift. Sie erfolgte zum anderen auf der Linie jener generellen Behauptung: Wir haben die Sache, den Kern, die Wahrheit, den Schlüssel der Auslegung, der alle Türen öffnet, sie hingegen nur die Worte, die Schale, den Irrtum. Nicht jener Kampf oder Streit selber ist dabei das Problem, wohl aber die Verunglimpfung des Anderen, von deren Zügellosigkeit bei Luther ganz zu schweigen.

Solche Verunglimpfung beginnt nicht erst bei den groben Worten, sondern sehr viel früher und sehr viel nachhaltiger bei jener nur feiner *scheinenden* Devise: Wir haben den kostbaren Kern und sie die wertlose Schale. Dort, wo die zweite Hälfte der Devise um der ersten willen gebraucht wird, wird die eigene Identität mit der Verachtung anderer erkaufte. Dies widerspricht zwar vielleicht nicht einzelnen Bibelstellen, wohl aber dem humanisierenden *Geist* der Bibel, der jüdischen wie der christlichen. Erst hier, wenn die genannte Ebene verlassen und die gleiche Augenhöhe erreicht ist, beginnt das Ende der christlichen Judenfeindschaft gegenüber den Juden und ein neues Verhältnis zu ihnen.

6. Ausblick

Vielleicht hätte Luther, was das Verhältnis zu den Juden angeht, eine Geschichte wie die folgende gut getan, mit der ich an den Anfang des Vortrags mit seinen Aussagen über das Amen anknüpfen und langsam auf den Schluss des ersten Teils meines Vortrags zusteuern möchte.

Im Januar 1933, wenige Tage vor dem Machtantritt der Nationalsozialisten, erzählt der jüdische Religionsphilosoph Martin Buber eine wegweisende Szene. Er steht auf dem uralten jüdischen Friedhof in Worms, direkt neben der Kirche. Seine Augen wandern bewundernd zu dem erhabenen, in seiner ganzen Struktur vollkommenen Dom hinauf. Dann geht sein Blick hinüber zu den in Jahrhunderten verwitterten, unansehnlichen Steinreihen des Friedhofs. Durch all die Asche unter den Steinen hindurch weiß er sich verbunden mit dem Ursprung des jüdischen Volkes in der Herausführung aus Ägypten und in der Gabe des Gesetzes am Berg Sinai. Und er weiß: Gekündigt worden ist mir nicht. Dom neben Friedhof, Gewissheit neben Gewissheit.

Gibt es jenseits von allen Schmähungen und Gehässigkeiten in Luthers Schriften Weichenstellungen, die auch heute ins Abschüssige führen können?

Vor allem zweierlei drängt sich auf: Es ist zum einen Luthers erklärte Absicht, am Ende nicht mehr *mit* den Juden, sondern allein *über sie* reden zu wollen; und es ist zum anderen seine Sicht, dass Christen und Juden, Kirche und Synagoge, sich wie Wahrheit und Lüge, Gott und Teufel zueinander verhalten würden. Diese diffamierende Sicht ist je und dann, bei Luther selber und später, das Einfallstor für judenfeindliche Aussagen und Einstellungen geworden - auch für solche, die mit dem religiösen Konflikt zwischen Christen und Juden nichts zu tun haben.

Heilen lassen sich deshalb die vor allem im letzten Jahrhundert mit und ohne Luther geschlagenen Wunden erst dann,

- wenn sich Christen und Juden dauerhaft auf der breiten Grundlage dessen treffen, was ihnen gemeinsam ist;
- wenn sie weiter das Recht des Anderen auf Verschiedenheit anerkennen;
- wenn sie vor allem *miteinander* und nicht übereinander sprechen
- und wenn wir als Christinnen und als Christen den Schmerz anerkennen, verstehen und so auf unsere Weise teilen, den das christlich-jüdische Verhältnis immer wieder und zuletzt ins Unermessliche für die jüdische Seite bedeutet hat und bedeutet.

Nach allem Unrecht und Leid, das der jüdischen Gemeinschaft unter Schweigen und Mittun von Christen zugefügt worden ist, liegt die Bringepflicht für ein neues, ein stabiles Verhältnis auf christlicher Seite. Die erste von Luthers 95 Thesen, die den Reformationstag zieren, ist auch hierfür ein trefflicher Wegweiser: „Wenn unser Herr und Meister Jesus Christus spricht: ‚Tut Buße (= kehrt um) und glaubt

an das Evangelium ...', so hat er gewollt, dass das *ganze* Leben der Gläubigen Buße (Umkehr) sein soll“ - auch im Verhältnis zu unseren jüdischen Geschwistern und eingedenk jener Schrift Luthers von 1523, die noch immer durch das Dunkel späterer Zeiten leuchtet, auch durch das Dunkel seiner Schriften von 1543. Umkehr in diesem Sinne schließt eine *dauerhafte* neue Wahrnehmung jüdischen Lebens und eine *dauerhafte* Überwindung all der theologischen und auch nichttheologischen Aussagen ein, durch die das Judentum in langen Jahrhunderten entstellt worden ist. Wenn Sie als Mitglieder der hiesigen christlich-jüdischen Gesellschaft oder schon länger Interessierte nun denken: Aber das sind doch Eulen nach Athen, dann kann ich mit dem Apostel Paulus nur sagen: „Euch immer wieder dasselbe zu schreiben, ist mir nicht lästig, euch aber von Nutzen“. Umso mehr möchte ich noch einmal das Gewicht des zuletzt mehrfach benutzten Wortes hervorheben, m.E. eine Art Schlüsselwort für die Arbeit im christlich-jüdischen Verhältnis: dauerhaft. Dieses Wort schließt die Freude über all das ein, was sich in den letzten Jahrzehnten und bis in die allerletzte Zeit hinein bereits geändert hat.

Damit komme ich als Ausklang des ersten Teils zur Evangelischen Kirche in Deutschland. Sie hat sich in den ersten 50 Jahren nach der NS-Zeit schwergetan, sich mit klaren Worten von Luthers Judenfeindschaft zu distanzieren. Auf ihrer Herbstsynode 2015 hat sie es umso deutlicher getan und zugleich den unverzichtbaren Wert jüdischer Bibelauslegung auch für das christliche Verständnis des Alten Testaments hervorgehoben. Ein Jahr später, im November 2016, hat die Synode jeder Form einer Judenmission eine Absage erteilt und betont:

„In der Begegnung mit jüdischen Gesprächspartnerinnen und Gesprächspartnern haben wir gelernt, einander gleichberechtigt wahrzunehmen, im Dialog aufeinander zu hören und unsere jeweiligen Glaubenserfahrungen und Lebensformen ins Gespräch zu bringen. Auf diese Weise bezeugen wir einander behutsam unser Verständnis von Gott und seiner lebenstragenden Wahrheit.“

Hier ist mehr als ‚Gewissheit neben Gewissheit‘ - hier ist Zugewandtheit, Gespräch, von und miteinander lernen. Beide Erklärungen sind im Wechsel der Zeiten Schritte würdig einer Kirche der Reformation.

Zweiter Teil

Einführung in die EKBO-Ausstellung

„Martin Luther und das Judentum. Rückblick und Aufbruch“

Aus heutiger Perspektive ist es wohlfeil, Luthers hässlichen Schriften gegen die Juden eine klare Absage zu erteilen. Wer würde sich schon - außer denen, die nicht ganz bei Trost sind - auf die antijüdischen Auswüchse dieser Schriften berufen, die sich in bedrückendem Maße auch solcher Unterstellungen bedienen, die mit einem religiösen Dissens oder auch religiöser Gegnerschaft nicht das Geringste zu tun haben? Deshalb fängt die Arbeit überhaupt erst an, sobald man Luthers beschä-

menden Schriften gegen die Juden eine Absage erteilt hat. Von diesen Schriften gehen feste Verbindungsfäden hinüber zu seiner Theologie, wie er sie auch ohne ausdrücklichen Bezug auf das Judentum entfaltet hat. Dieser Theologie wohnen an wesentlichen Stellen antijüdische Tendenzen inne, die auch dann wirksam sind, wenn überhaupt nicht ausdrücklich von Juden die Rede ist. Ein klassisches Beispiel dafür ist das Bild zum Thema „Gesetz und Gnade“ von Lucas Cranach (Vater oder Sohn), mit dem die permanente Luther-Ausstellung in Wittenberg *schließt*. Ausgewählt ist es dort als authentischer, gemalter Ausdruck von Luthers Theologie (1551). Der frühere Leiter des Lutherhauses in Wittenberg hat die Auswahl präzise begründet: Mit seiner „klare(n) Differenzierung der biblischen Geschichten zum Gesetz und Alten Testament auf der linken Bildseite von denen des Evangeliums auf der rechten“ entspreche es „dem Drängen Luthers, der in dieser Unterscheidung (von Gesetz und Evangelium) das Wesen seiner Theologie verstand“.

Bis heute hin ist das Verständnis des Judentums mehr oder weniger, ausgesprochen oder leise, von den hier erkennbaren Grundlinien mitbestimmt. Darum verfährt die jetzt in Detmold gezeigte Ausstellung „Martin Luther und das Judentum“ umgekehrt. Sie *beginnt* mit eben dem Bild, mit dem die Wittenberger Ausstellung *schließt*. Für die kurze - auf das hier Wesentliche beschränkte - Beschreibung des Bildes wähle ich, weil die ganze Bildanlage leichter überschaubar ist, einen entsprechenden früheren Holzschnitt von Cranach sen. Er ist ebenfalls auf der ersten Tafel der Ausstellung abgebildet:

Die - vom Betrachter aus gesehen - linke Seite des Bildes repräsentiert das Gesetz. Sie ist abgeteilt durch einen Baum, dessen linke Hälfte verdorrt ist, anders als die rechte Gnadenseite, deren Baumhälfte in frischem Grün steht. Auf der linken Hälfte treiben die Monster Tod und Teufel den Menschen dem Höllenschlund entgegen, verurteilt durch das Gesetz, das durch die beiden Dekalogtafeln repräsentiert wird. Mose hält sie dem fliehenden Adam zur Erkenntnis seiner Sünde und des Grundes für seinen Tod entgegen. Im Hintergrund deutet die linke Bildhälfte die Episode vom Murren der Kinder Israel und dem rettenden Blick auf die eiserne Schlange an. In der christlichen Tradition wird sie als Vorverweis auf den erlösenden Gekreuzigten verstanden. Auf diesen Gekreuzigten blickt flehend der fliehende Adam. Auf der rechten Seite trifft ihn, angeleitet von Johannes dem Täufer, der reinigende Blutstrahl des Gekreuzigten. Ganz rechts durchbohrt er als Auferstandener mit der Siegeslanze siegreich die beiden Monster Tod und Teufel.

Wie ein roter Faden zieht sich die hier enthaltene Einschätzung des Judentums ohne Christus als gnaden- und zukunftslose, verdorrte Gemeinschaft, vermehrt um zahlreiche weitere negative Bestimmungen, durch die Jahrhunderte hin. Damit beginnt sich abzuzeichnen: Das Problem „Luther“ im christlich-jüdischen Verhältnis ist nicht bereits aufgearbeitet, wenn dessen späte Schmähschriften gegen die Juden

kritisch ins Visier genommen werden, so nötig dies auch ist. Weitreichender noch als die Schmähschriften hat jene heillose Auffassung vom Judentum, die auf der linken Seite des Cranach-Bildes zum Ausdruck kommt, die christliche Einstellung zur jüdischen Gemeinschaft destruktiv bestimmt. Das Problem reicht deshalb bis in das zuvor berührte „Wesen“ der Theologie Luthers hinein, wenn denn das Gegenüber von Gesetz und Evangelium dieses Wesen ausmacht.

Das Destruktive, das ich eben angedeutet und bereits im ersten Teil ausführlicher gestreift habe, lässt sich schwerlich anders überwinden, als dass Christen neu der jüdischen Gemeinschaft einst und jetzt ansichtig werden. Aus diesem Grund ist auf fast jeder Ausstellungstafel - farblich unterschieden - einer christlichen Spalte eine jüdische an die Seite gestellt. Und da das Problem des Verhältnisses von Juden und Christen, Christinnen und Jüdinnen bis in die Anfänge zurückreicht, fängt die Ausstellung nach dem Eingangsbild auch - auf zwei Tafeln - mit der Antike und dem Mittelalter an. Nur gelegentlich sind durch die Jahrhunderte hin halbe Tafeln zwischengeschaltet, um das Augenmerk detaillierter einigen zentralen thematischen Aspekten zu widmen.

Die Ausstellung ist mit alldem *erstens* darum bemüht, das Thema „Luther und die Juden“ nicht zu isolieren. Sie nimmt es vielmehr von Anfang bis Ende zumindest andeutungsweise in seinen geschichtlichen und theologischen Zusammenhängen auf. Die Ausstellung zielt *zweitens* darauf, jüdisches Leben nicht nur in der Spiegelung christlichen Verhaltens der jüdischen Gemeinschaft gegenüber zu präsentieren. Vielmehr sucht sie jüdisches Leben so weit wie möglich auch *von sich selbst her* zu zeigen und zu würdigen. Nicht zuletzt hebt sie *drittens* solche Seiten aus Luthers Verständnis des Bibel hervor, in denen trotz allem eine Nähe zu ihrem jüdischem Verständnis aufscheint.

Vor allem der zweite und der dritte Gesichtspunkt - wie sehen Juden sich selbst und wo sind positive Anknüpfungspunkte bei Luther gegeben? -, vor allem diese beiden Gesichtspunkte suchen das aufzunehmen, was mit dem Stichwort „Aufbruch“ im Titel angedeutet ist. Um dieser Dimension des Aufbruchs willen ist die Ausstellung auch bis in die Gegenwart herangeführt. Sie schließt mit „Perspektiven“ aus christlicher und jüdischer Sicht, wie sie sich einem aufmerksamen christlichen Auge zeigen.

Die Ausstellung enthält - von der Sache her unvermeidlich - relativ viel Text. Aber sie bietet auch, gleichsam als Gegengewicht, eine außerordentlich einfühlsame Gestaltung der Einheit von Wort und Bild. Unsere treffliche Designerin Bettina Kubanek hat es verdient, auch hier namentlich hervorgehoben zu werden. Beide zusammen - Bild und Wort - sind von ihr in dem Katalog auf neue Weise 1:1 umgesetzt, sodass sich manches leicht nachlesen lässt. Wenn Sie angesichts des Umfangs der Ausstellung trotzdem für heute Abend einen Hinweis von mir haben wollten,

dann würde ich sie auf die Tafeln bis hin zu Luther und dann von der NS-Zeit bis in die Gegenwart verweisen. Aber es ist auch völlig adäquat, wenn Sie sich einfach Ihren eigenen Weg bahnen.

Ich komme zum Schluss: Die Ausstellung sucht mit Wort und Bild der Weisung Luthers zu entsprechen, die als Motto über ihr steht: „Denn es ist große Gefahr, die früheren Dinge zu vergessen und wieder in sie hineinzugeraten.“ Luther ist mit diesem Satz um 400 Jahre einem bekannten Wort des spanisch-amerikanischen Philosophen George Santayana voraus. Bereits selber fast 100 Jahre alt, ist dieses Wort in den letzten Jahrzehnten wie kaum ein anderes zitiert worden, um die unerlässliche Pflicht einzuprägen, des Holocausts zu gedenken: „Wer sich nicht der Vergangenheit erinnern kann, ist dazu verurteilt, sie zu wiederholen.“ Dazu - *nicht* zu wiederholen, *nicht* wieder hineinzugeraten - gehört im Rahmen des Luther-Gedenkens ein neues christliches Verhalten, auf das für Jüdinnen und Juden Verlass ist. Wie lang der Weg dahin ist, zeigt das Beispiel eines jüngeren Kollegen. Wie aus heiterem Himmel - es passte nicht so recht in den Duktus seines Referates - meinte er unlängst auf einer Tagung fordern zu müssen: Aber wir dürfen im Rahmen des christlich-jüdischen Verhältnisses auch nicht den Messiasanspruch Jesu gegenüber dem jüdischen Volk vergessen. Hier war es urplötzlich wieder da - das alte Anspruchsdenken, das die eigene Seite im Wahrheitsbesitz wähnt und die andere im defizitären Bereich ansiedelt. Heilsamer scheint es nach allen geschehenen „früheren Dingen“, die Frage umzukehren und zuallererst zu fragen: Welche berechtigten Ansprüche haben *die anderen*, hat die jüdische Gemeinschaft *an uns*? Martin Luther hat sich am Ende jenen Christen in der langen Geschichte der Kirche angeschlossen, die proklamiert und je und dann unheilvoll in die Tat umgesetzt haben: Wir wollen euch nicht - es sei denn, ihr werdet wie wir. Wenn denn Jüdinnen und Juden einen Anspruch an uns haben, dann das glaubwürdige *und* - ich wiederhole es gerne noch einmal - *dauerhafte* Zeugnis: Wir wollen euch als einen Teil von uns, auch wenn ihr religiös nicht werdet wie wir.

Da ich jahrzehntelang im Institut Kirche und Judentum nebenher einen kleinen Verlag geleitet und dabei sehr viel mit Werbung zu tun gehabt habe, will ich Ihnen die Früchte dieser Arbeit nicht vorenthalten. Wir haben von vielen Seiten gehört, dass der Katalog weit über die Ausstellung hinaus für den Unterricht in Schule und Kirche und auch jenseits dieser Bereiche von Nutzen ist. Ein Schulfreund, durchaus kein eifriger Kirchgänger, hat voriges Jahr beim Konsistorium der Berliner Kirche 20 Exemplare bestellt, um sie zu Weihnachten im Verwandtenkreis zu verschenken. Das nächste Weihnachten kommt bestimmt, aber ich meine, Sie müssen nicht gleich 20 Kataloge kaufen ... Ich danke Ihnen für Ihre Aufmerksamkeit.

(Grundlage des Vortrags ist die Arbeit: PvdO-S, Martin Luther und die Juden, Stuttgart 2002, aus der hier und da Abschnitte aufgenommen worden sind.)